

# KRANK

Wrath James

Jesus F.

White

Gonzalez

Aus dem Amerikanischen von Jochen Herlitz

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Hero*  
erschien 2008 im Verlag Bloodletting Press.  
Copyright © 2008 by Wrath James White & Jesus F. Gonzalez

1. Auflage Dezember 2015  
Copyright © dieser Ausgabe 2015 by Festa Verlag, Leipzig  
Titelbild: Dean Samed  
Alle Rechte vorbehalten



Die Krankenschwester stand über den Jungen gebeugt. Durch den langen operativen Einschnitt, der sich von der oberen Brust bis zu seinem Bauch zog, betrachtete sie sein schlagendes Herz und die Lunge, die auf- und abschwoll. Alle wichtigen Venen und Arterien waren bereits kauterisiert, geklammert und vernäht. Der Chirurg war unmittelbar nach dem letzten Schnitt gegangen, um sich um andere Patienten zu kümmern, und so war sie alleine geblieben, um die Wunde zu nähen.

In der Columbia Avenue waren fünf Teenager aus einem vorbeifahrenden Auto heraus angeschossen worden, hinzu kam ihr Patient. Zwei von ihnen waren schon im Leichenschauhaus. Tod bei Einlieferung. Die anderen drei waren in den benachbarten Operationssälen. Sie hörte ihre Schreie. Es hatte noch sieben weitere Schießereien gegeben. Ein typischer Samstagabend. Sie fand kaum Zeit, sich das Blut des einen Patienten von den Händen zu waschen, bevor der nächste hereingeschoben wurde. Sie kam sich vor wie eine Krankenschwester auf einem Schlachtfeld. Der Westen von Philadelphia, genau wie South Philly und North Philly, war zu einem Kriegsgebiet geworden.

Die Ärzte ließen die Krankenschwestern die Patienten nur zunähen, wenn es in der Notaufnahme hektisch zugging. Zudem vertrauten sie ihr. Sie war eine der besten Notfallschwwestern im Team und stand kurz vor einer Beförderung zur Leitenden Krankenschwester. Sie war stets beherrscht und ließ sich von Blut und Tod nicht aus der Ruhe bringen. Sie wurde auch nie emotional wie

manche der anderen Schwestern. Stets behielt sie die Kontrolle, war professionell, ruhig und effizient, sogar etwas distanziert.

Sie stand über dem Jungen und hielt die Nadel, das Katgut und die chirurgischen Klammern. Der Anästhesist war schon gegangen. Nur die andere Schwester war noch da. Sie zählte die Schwämme und Tücher, um sicherzugehen, dass nichts in dem Patienten vergessen worden war.

Der Junge konnte nicht viel älter als 16 sein. Trotzdem trug er bereits Gang-Tattoos, die wie bei einem Yakuza den größten Teil seines Oberkörpers bedeckten. Sie zeigten jedoch keine verzierten Drachen, Samurai oder Kois. Es war eine wirre Mischung aus Grabsteinen, Waffen, Bibelzitate, Kruzifixen, Versen aus Hip-Hop-Songs sowie Namen und Bildern von verstorbenen Freunden und vergangenen Liebschaften. Er war eine wandelnde Reklametafel für den Lifestyle eines Gangsters.

Verstreut zwischen den Tattoos, oder auch mitten in der kruden Hautkunst, waren Schuss- und Stichwunden und Operationsnarben. Einige nur wenige Wochen alt, andere mehrere Jahre. Drei waren brandneu und frisch vernäht, während der jüngste Einschnitt noch weit offen klaffte. Durch ihn hatte der Chirurg mehrere Kugeln entfernt und die Eingeweide wieder zusammengefflickt.

Der Junge hatte einen Arm in Gips, da ein Geschoss ihm Speiche und Elle des Unterarms zertrümmert hatte. Die Schwester hatte ihn schon früher gesehen. Sie hatte beim Einsetzen der Platte assistiert, die jetzt die zersplitterten Knochen zusammenhielt, damit sie heilen konnten. Unter den vielen Operationsnarben erkannte sie sogar die Stiche, die sie selber gesetzt hatte. Er war ein Vielflieger, ein Stammkunde.

Erst vor ein paar Wochen hatte er auf demselben Tisch

gelegen, er war aus einem vorbeifahrenden Auto niedergeschossen worden. Sie hatte ihre Pflicht erfüllt und geholfen, ihn wieder zusammenzunähen. Jetzt war er wieder da. Doch dieses Mal war er der Schütze gewesen. Er war von der Polizei angeschossen worden und hatte zu fliehen versucht. Sie konnte die anderen jugendlichen Straftäter und die unschuldigen Passanten im Nebenraum vor Schmerzen schreien hören. Die, die nicht mehr schrien, lagen im Post-Mortem-Raum, wo sie auf Zimmertemperatur abkühlten, wie alle seine Opfer. Sie hatte geholfen, ihn am Leben zu erhalten, damit er anderen das Leben nehmen konnte.

Sie nahm aus der Schale neben dem Tisch ein Skalpell. Sie sah sich nach der anderen Schwester um – die hatte ihr den Rücken zgedreht und zählte immer noch die Schwämme –, dann legte sie das Skalpell in den offenen Einschnitt. Sie summte leise vor sich hin, während sie die Wunde langsam vernähte und sich fragte, wie lange es dauern würde, bevor das Skalpell in seinen Eingeweiden ihn wieder aufschneidet. Er brauchte nur eine falsche Bewegung zu machen, damit ein Organ oder eine Arterie durchstoßen oder eingerissen wurde. Die Schwester überlegte, wie lange er es aushalten würde, bevor er an den inneren Blutungen starb, oder ob er vorher an einer Infektion sterben würde. Sie hoffte, dass es weit vom Krankenhaus entfernt passierte. Sie hoffte, dass es passierte, bevor er wieder eine Waffe in die Hand nahm.

Die Schwester beendete das Nähen ihres Patienten. Sie drehte sich zu der anderen um, die ihre Inventur abgeschlossen hatte und dabei war, das Blut vom Boden aufzuwischen und die blutigen Verbände wegzuwerfen.

»Er ist jetzt fertig. Sie können ihn auf sein Zimmer bringen.«

Sie verließ den Raum und ging in den Korridor.

»Schwester! Schwester! Wir brauchen Sie hier! Wir haben einen Hämopneumo! Er ertrinkt in seinem eigenen Blut!«

Die Schwester wandte sich zu dem Patienten, ebenfalls ein Gangster, genauso schwer tätowiert wie ihr letzter Patient, dieselben Cornrows in den Haaren, dieselben Goldzähne, nicht älter als 17. Sie hätten Brüder sein können. Er krampfte auf der Krankenliege, während die beiden Notfallsanitäter erfolglos versuchten, Druck auf die Wunde in seiner Brust auszuüben und den Blutfluss zu stoppen. Sie konnte hören, wie seine Lunge Luft in den Brustkorb einsog. Die Schwester hörte das gurgelnde Geräusch, als sich der Brustraum mit Blut und Luft füllte und die Lunge langsam kollabierte. Sie drehte sich um und ging davon.

»Schwester! Wo wollen Sie hin? Er stirbt!«

Sie lächelte die beiden Sanitäter an.

»Gut. Einer weniger, um den man sich Sorgen machen muss. Ich kündige.«



Adelle Smith schaute still zu, wie Nord-Philadelphia am Fenster der Limousine vorbeihuschte. Es war, als ob ihr eigenes Leben vorüberzöge. Hier war sie geboren worden, in diesen Straßen hatte sie ihr ganzes Leben verbracht. Sie beobachtete, wie sich die Gegend veränderte. Die ausgemergelten Crack-Huren, die jugendlichen Mörder und Drogendealer stolzierten dreist den Gehsteig entlang und glotzten frech in ihr Fenster. Sie wurden von malerischen Geschäften und Cafés abgelöst, von Business-Menschen in zerknitterten Anzügen, die nach einem langen Tag im Büro nach Hause schlurften. Junge Pärchen, die sich für ein frühes Abendessen und einen Abend in der Stadt zurechtgemacht hatten. Viele der Berufstätigen, die in Anzug und Krawatte vorbeieilten, hatten dasselbe Alter und dieselbe Hautfarbe wie die Typen mit Pistolen im Bund der schlabbrigen Hosen, an denen sie eben in der Broad Street vorbeigefahren war. Die Welt hatte sich seit ihrer Jugend so sehr verändert.

Selbst die Händchen haltenden Pärchen, die von Ohr zu Ohr lächelten und vor Liebe glänzende Augen hatten, waren eine Mischung aus Weißen, Schwarzen, Asiaten und Puerto Ricanern in verschiedenen Kombinationen. Sie sah viele schwarze Männer, junge und alte, die genauso oft weiße Frauen im Arm hielten wie solche ihrer eigenen Hautfarbe. Und das war definitiv eine Veränderung. Früher konnte ein gemischtes Pärchen nirgendwohin gehen, ohne belästigt zu werden, egal ob von Weißen oder Schwarzen. Lynchmorde hatte es vor ihrer Zeit gegeben, aber Schlägereien, Messerattacken

und selbst Schießereien kamen immer noch häufig vor. Es hätte niemand etwas gesagt, wenn ein Schwarzer gekillt wurde, weil er die Tugend eines jungen weißen Mädchens verdarb. Sie hatte oft gesehen, dass Brüder für weniger umgebracht wurden. Das Leben eines Schwarzen war keinen Pfifferling wert gewesen, als sie noch ein junges Mädchen war.

Ein schwarzer Police Officer fuhr vorbei, der laut mit seinem italienischen Partner lachte. Adelle lächelte.

*Ich glaube, das nennt man Fortschritt*, dachte sie.

Als sie jung gewesen war, gab es auch hier und da schwarze Polizeibeamte. Aber nur in den Ghettos, und sie kamen nie ganz mit ihren weißen Partnern zurecht. Sie waren öfter viel schneller als ihre weißen Kollegen bereit, einen schwarzen Schädel zu zertrümmern, um ihre Kumpel in Blau zu beeindrucken. Sie übertrieben es, um zu zeigen, dass sie dazugehörten, und das machte sie zu einer noch größeren Bedrohung.

Sie betrachtete ein gemischtes Paar, das die Straße überquerte. Das übergewichtige Mädchel war gekleidet, als wäre sie gerade eben aus einem Hip-Hop-Video gekommen: Cornrows, schlabbrige Jeans, ein »FUBU«-T-Shirt und alles Mögliche. Ihr afroamerikanischer Freund klammerte sich an sie, als hätte er Angst, jemand würde sie ihm stehlen.

»Ich glaube es.« Sie schüttelte seufzend den Kopf. Sie war sich nicht ganz sicher, was Dr. King im Sinn gehabt hatte. Sie war nie ein großer Fan von King gewesen. Sie hielt ihn für zu soft. Sie mochte Malcolm X lieber, später dann Huey Newton, Bobby Seale und Stokely Carmichael. Männer, die nicht herumtrödelten und um Freiheit und Gleichheit bettelten, sondern bereit waren, um jeden Preis dafür zu kämpfen. Aber von solchen Männern gab

es nicht mehr viele. Selbst Farrakhan war ihr zu weich. Jede Menge Gerede, aber kein Gesetzesentwurf oder ratifiziertes Gesetz, das auf dem beruhte, was er sagte oder tat. Damals hatten sie noch etwas verändert. Sie hatten Gesetze verabschiedet und modifiziert. Heutzutage gab es keine schwarzen Führungspersönlichkeiten mehr.

Sie kamen beim Rathaus an, und Adelle erinnerte sich an einen Ausflug in ihrer Kindheit. Einer der Jungs aus ihrer Klasse hatte ihr erzählt, dass man bis ganz nach oben in den Hut von William Penn gehen konnte, wie bei der Freiheitsstatue, und sie war enttäuscht gewesen, als sie nicht nach oben durfte. Damals war sie sich sicher gewesen, dass es etwas damit zu tun gehabt hatte, dass sie schwarz war. Bis zum heutigen Tag war sie sich nicht sicher, ob man tatsächlich bis auf die Spitze gelangen konnte. Irgendwann einmal wollte sie es herausfinden.

Der Fahrer senkte die Trennwand, die zwischen den vorderen und hinteren Sitzen eingebaut war, und lächelte sie an.

»Wir sind gleich da. Ich möchte sagen, dass es eine Ehre ist, Sie in meinem Auto zu haben. Sie waren immer eine meiner Heldinnen.«

»Oh, vielen Dank, junger Mann.«

Sie hatte sich noch immer nicht daran gewöhnt, dass man sie als Heldin ansah. Als sie damals in den 60ern für ihre Rechte marschierte und demonstrierte, hatte man ihr viele Namen gegeben, aber »Held« war definitiv nicht dabei gewesen.

»Darf ich Sie etwas fragen: Haben Sie tatsächlich versucht, einen Richter zu entführen?«

»Das ist lange her«, sagte Adelle. Gute und schlechte Erinnerungen blitzten auf. Sie durchlebte sie erneut, während sie mit diesem jungen Weißen sprach, der

offensichtlich gerne etwas darüber erfahren wollte. Das war etwas, das sie nie für möglich gehalten hätte. »Sie wissen doch, wie man bei solchen Geschichten überreibt. Besonders, wenn sie so alt sind. Wir waren jung und verrückt und wollten unbedingt unsere Freiheit. Soweit ich mich erinnere, wollten wir gerade ein Sit-in abhalten. Aber ein paar der Brüder hatten Pistolen dabei, und so wurde das Ganze ein bisschen missverstanden. Es endete mit einem der längsten Polizeieinsätze in der Geschichte von Philadelphia. Alles nur, weil wir wollten, dass jemand unsere Proteste dagegen ernst nahm, dass die Polizei jeden verprügelte und abknallte.«

»Hatten Sie Angst?«

»Ich hatte Todesangst, das kann ich Ihnen sagen! Ich war erst 22. Ich hatte noch nicht mal einen Collegeabschluss. Ich hab' nur gedacht: ›Wenn die Polizei mich nicht umbringt, wird Daddy es tun‹. Kaum zu glauben, dass das über 45 Jahre her ist.«

»Haben Sie so in der Bürgerrechtsbewegung angefangen?«

»Das war meine erste Demo. Ich hätte nie gedacht, dass das der Beginn eines lebenslangen Kreuzzugs werden würde. Mal ganz unter uns: Ich wollte einen Tag blaumachen. Die Schule hatte ich nie besonders lieb gewonnen. Ich bin nur aufs College gegangen, um eine gute Zeit zu haben. Ich wollte einen Businessabschluss, habe es aber nie zu Ende gebracht. Nachdem ich wegen der Kidnappingsache zwei Jahre im Gefängnis war, hab' ich irgendwie das Interesse verloren, für irgendwen die Tippse oder Sekretärin zu spielen. Ich hatte die Schnauze voll.«

Der Fahrer lachte. Adelle lächelte. Als das alles passierte, war er noch nicht mal geboren, und doch sah er

in ihr eine Heldin. Aber das überraschte sie weniger als die Tatsache, dass er weiß war. Sie musste zugeben, dass die Welt heute besser war. Adelle nahm sich vor, einen kleinen Kommentar darüber zu schreiben, dass sie von einem weißen Chauffeur zu ihrer Antrittsrede gefahren wurde. Sie hielt es für das Beste, alles über die schwarzen Männer mit weißen Frauen im Arm auszulassen. Es gab immer noch Weiße, die sich darüber aufregten, genau wie einige schwarze Frauen.

»Gratuliere, dass Sie heute den NAACP-Preis bekommen. Wurde auch Zeit.«

»Na ja, es gab viele Leute, die viel mehr getan haben als ich. Aber es war klar, dass sie irgendwann damit zu mir kommen würden.«

Sie umrundeten das Rathaus und fuhren die Schnellstraße entlang. Die Sonne ging unter, und die Lichter der Stadt kamen Adelle wie Weihnachtsbeleuchtung vor. Es war lange her, seit sie das letzte Mal in Center City gewesen war. Sie konnte sich nicht erinnern, dass es so viele hohe Gebäude und so viele Lichter gegeben hatte. Sie kam sich wie ein Kind vor, als sie die Nase an die Scheibe presste und den Hals verdrehte, um die Spitzen der Gebäude sehen zu können. Das letzte Mal war das Rathaus das höchste Haus gewesen, und man konnte Bill Penns Hutspitze von überall sehen, egal wo man war. Jetzt versperrten die Rouse-Towers den Blick auf den alten Bill.

Die Limousine hielt vor dem Hotel *Four Seasons*. Adelle nahm ihre Handtasche und den Mantel. Der Fahrer stieg aus und öffnete ihr die Tür. Als Adelle ausstieg, wurde sie von einem Meer erwartungsvoller Gesichter und Kamerablitzlicht begrüßt. Sie schreckte kurz zurück, und für einen Moment kam der Kopfschmerz, den sie seit

dem Nachmittag hatte, mit voller Wucht zurück, bevor er zu einem dumpfen Pochen wurde. Ein vertrautes Gesicht tauchte an ihrer Seite auf. »Auf geht's, Mutti. Hier lang.«

»Tonya.« Adelle lächelte, als sie die Hand ihrer Tochter ergriff. »Hätte nicht gedacht, dass du von der Arbeit wegstommst.«

»Und das hier verpassen? Machst du Witze?« Tonya Brown lächelte ihre Mutter an, während sie sie durch die Menschenmenge führte. Eins der strahlenden Gesichter gehörte Ernie Grover, einem alten Freund aus der Zeit, von der sie eben dem jungen Fahrer erzählt hatte. Ernie war seit über 30 Jahren bei der NAACP, der Nationalen Organisation für die Förderung farbiger Menschen, engagiert.

Er kam auf sie zu und nahm ihren Ellbogen. »Dann wollen wir uns mal durchkämpfen«, sagte er.

Während Ernie und Tonya Adelle durch die Menge in die Lobby führten, fragte sie ihre Tochter, wie die Dinge standen. »Ach, immer dieselbe alte Leier. Überarbeitet und unterbezahlt wie alle.«

»Immerhin hast du einen Job«, sagte Adelle. Tonya hatte einen Abschluss in Finanzwesen und arbeitete in der Verwaltung einer Bank.

»Oh, das weiß ich«, sagte Tonya. Sie geleiteten sie durch die Halle. »Ich beschwere mich ja auch nicht ... es ist nur manchmal schwierig, aus dem Büro herauszukommen.«

Der Korridor im Erdgeschoss des Hotels war voller Menschen. In ihren fein geschnittenen Anzügen und Kleidern wirkten alle wie aus dem Ei gepellt. Die Männer sahen gut aus, und die Frauen waren hübsch. Ein paar applaudierten, als sie an ihnen vorbeiging. Ernie nickte einigen von ihnen zu, während er sie liebevoll beschützend

am Ellbogen festhielt. »CNN hat ein Team geschickt, um die Preisverleihung aufzuzeichnen«, murmelte er leise. »Und die Lokalnachrichten sind auch hier.«

Tonya umarmte sie. »Das ist so *aufregend!* Ich bin so *stolz* auf dich, Mama!«

Sie waren an der Doppeltür zum Bankettsaal angekommen. Adelle fühlte sich etwas flau im Magen, als Ernie die Tür öffnete. Seit den 1960ern hatte sie Dutzende – nein, *Hunderte* – von Reden gehalten, und doch wurde sie immer noch etwas nervös, wenn sie vor ein Publikum trat. Das würde sich vermutlich auch nie ganz legen.

Ernie führte Adelle und Tonya zu ihrem Tisch und sagte: »Wir haben noch 20 Minuten, bis der Festakt beginnt. Ist alles okay, Adelle?«

»Mir geht es ausgezeichnet«, antwortete sie.

Ganz Gentleman, rückte er ihren Stuhl zurecht und nahm neben ihr Platz. Brian Swanson, der Anführer der NAACP-Gruppe in Philadelphia, saß bereits an ihrem Tisch und bedachte sie mit einem warmen Lächeln. »Es tut gut, Sie zu sehen, Adelle!«

Sie lächelte.

Der Rest des Abends verging wie im Flug.

Es war sehr spät, als Adelle Smith nach Hause kam.

Sie betrat ihre einfache Zweizimmerwohnung, schloss die Tür hinter sich und schob den Riegel vor. Sie stellte den Preis, den sie vorhin verliehen bekommen hatte, auf den Beistelltisch und zog ihren Mantel aus. Seufzend streifte sie die Schuhe ab. Sie ließ immer das Licht brennen, um den Eindruck zu erwecken, dass jemand daheim sei, aber in dieser Wohngegend war das nicht mehr von

Bedeutung. Sie hatte von einigen Wohnungseinbrüchen gehört und Maßnahmen ergriffen, um sich selbst zu schützen. In der obersten Schublade ihres Nachttisches bewahrte sie eine geladene halb automatische 45er Bulldog auf, und im Zeitschriftenregal im Wohnzimmer eine Sig Sauer, Kaliber 9 Millimeter. Die Schusswaffen waren eine Notwendigkeit. Vor 30 Jahren hätte sie sich nicht träumen lassen, sie zu benutzen. Damals war sie körperlich in der Lage gewesen, sich selbst zu verteidigen, und hatte es in einigen Situationen auch getan. Nun war sie alt und müde, aber immer noch eine Meisterschützin. Gott sei Dank hatte sie die Waffen bisher nie einsetzen müssen. Außerdem kannte man sie in der Nachbarschaft sehr gut. Selbst die Gangmitglieder, die an der Ecke Broad Street und Columbia Avenue herumlungerten, erwiesen ihr Respekt.

Trotzdem konnte man heutzutage nie sicher genug sein.

Adelle durchquerte das Wohnzimmer und ließ sich leise stöhnend auf die Couch nieder. Verdammt, war sie müde. Die Feier war gleichermaßen Nerven zehrend wie erheiternd gewesen. Sie stand nicht gerne im Mittelpunkt, aber heute Abend hatte sie diese Gedanken beiseitegeschoben und den verschiedenen Sprechern gelauscht, die sie für ihre Arbeit lobten. Es war schwindelerregend: Politiker waren da gewesen, hochkarätige Geschäftsleute, Berühmtheiten und Bürgerrechtsaktivisten. Viele von ihnen bewunderte sie. Als sie Brians Eröffnungsrede lauschte, versuchte sie sich bewusst zu machen, weswegen sie dort war. Sie erinnerte sich an den jungen Fahrer. *Sie sind meine Heldin*, hatte er gesagt. Brian hatte die lange Liste ihrer erzielten Erfolge aufgezählt und die großen Opfer erwähnt, die ihr abverlangt worden waren. Sie dachte über die Bürgerrechtsbewegung insgesamt

nach und verstand schließlich, warum die Leute sie auf diese bestimmte Art ansahen. Ja, für sie *war* sie eine Heldin. Doch sie selbst hatte nie eine Wahl gehabt. Für sie gab es keine andere Möglichkeit, als für ihre Rechte und die ihrer Mitmenschen zu kämpfen. Es war nicht ihre Art, einfach dazusitzen, um sich von anderen zertrampeln und schlecht behandeln zu lassen. Sie und die anderen, die mit ihr marschierten, protestierten und das Sit-in im Rathaus abhielten (was mit dieser schwachsinnigen Anklage wegen Entführung endete), hatten eine ganz einfache Botschaft: Sie waren Menschen, und sie waren nicht länger bereit, zuzusehen, wie ihre Brüder und Schwestern geschlagen, umgebracht und als Bürger zweiter Klasse behandelt wurden. Sie wollten das nicht länger ertragen müssen. Sie *forderten* ihre Rechte – sie bettelten nicht darum. Sie hätte gar nicht anders handeln können, selbst wenn sie gewollt hätte. Gott hatte sie einfach so erschaffen – als Kämpferin.

In den frühen 60ern war es mit der Rassendiskriminierung in Philadelphia und Pennsylvania nicht so schlimm gewesen, aber mit der Nord-Südstaaten-Grenze in weniger als 60 Meilen Entfernung war es trotzdem ungemütlich. In ihrer Nachbarschaft griff die Rassentrennung um sich, die Polizei brachte Leute um, und damals in den 50ern – sie war noch ein Kind gewesen – hatte es sogar einige Lynchmorde gegeben. Nicht so verbreitet wie unten im Süden, aber es gab sie trotzdem. Dieser Hass existierte *immer* noch, obwohl er zum Glück selten geworden war. Ab und zu gab es immer noch Idioten wie dieses Arschloch Michael Richards, das rassistische Tiraden verbreitete. Das warf alles um 30 Jahre zurück und brachte die schrecklichen Erinnerungen an jene Tage wieder, als all dies noch passierte. Manchmal fragte sie

sich, ob alles, wofür sie gekämpft hatte, es wert war. Aber dann dachte sie an ihre Tochter Tonya, an ihren Schwiegersohn Gerald und ihre Enkelin Tess. Ja, all ihre Bemühungen *waren* es wert gewesen.

Tonya und Gerald lebten in einem guten Viertel, hatten gute Jobs und schickten Tess auf eine gute Schule. Sie hatten Angehörige aller Rassen als Freunde – Schwarze, Latinos, Asiaten, Weiße –, und Adelle mochte sie. Sie liebte den Umstand, dass die jüngeren Generationen etwas aus den Anstrengungen der Vergangenheit gelernt hatten. Vielleicht war das das Ergebnis ihrer Arbeit.

Adelle nahm die Fernbedienung und schaltete den Fernseher ein. Sie wechselte zu den Nachrichten und hoffte, eine Wiederholung der heutigen Feier zu sehen. Tonya hatte ihr gesagt, dass Gerald sie aufzeichnen und ihr eine Kopie schicken wolle, aber Adelle wollte selbst schauen, ob sie sich im Fernsehen sah. Es kam nicht jeden Tag vor, dass jemandes 15 Minuten Ruhm auf CNN ausgestrahlt wurden!

Und tatsächlich fing jener Teil der NAACP-Feier gerade an. Adelle saß auf der Sofakante und schaute mit einem Lächeln zu. Sie fand, dass sie im Fernsehen ziemlich gut aussah. Ein bisschen dick vielleicht, aber auf Fotos wirkte sie immer so. Und sie sah nicht mal ansatzweise so alt aus, wie sie sich fühlte. Herrje, sie war erst 67. Nach heutigen Maßstäben war das jung. Adelle seufzte und stand auf. Sie betrachtete den Preis, den sie gewonnen hatte. Sie lächelte und hob ihn hoch. Ehrfürchtig hielt sie ihn in den Händen und bewunderte seine Schönheit. Ja, sie war richtig stolz. Sie hatte einen Unterschied gemacht, dessen war sie sich sicher.

Adelle stellte den Preis wieder ab und ging den Flur entlang zu ihrem Schlafzimmer. Sie durchquerte eben

den Raum, als die Kopfschmerzen von vorhin mit voller Wucht zurückkamen. Sie blieb in der Tür stehen und blinzelte einige Male. Ihre Sicht wurde undeutlich. Sie schaltete das Licht an.

Der Raum verschwamm.

Adelle machte einen Schritt auf das Bett zu, was sich anfühlte, als ginge sie bei schwerem Seegang über ein Schiff. Sie stürzte fast und hielt sich am Türrahmen fest. Ihr Magen verkrampfte sich und die Kopfschmerzen wurden schlimmer. *Was ist los?*, dachte sie, als ihre Sicht noch unschärfer wurde.

Sie wartete, ob es vorübergehen würde.

Sie ging noch einen Schritt auf das Bett mit den vier Pfosten zu.

Und stürzte. Ihre rechte Seite war bereits taub und sie spürte den Schmerz nicht, als sie auf dem Boden aufschlug und ohnmächtig wurde.

Tränen verschleierten den Blick von Tonya Brown, als sie über den Parkplatz des Philadelphia Memorial Hospital raste. Auf ihrem morgendlichen Weg zur Arbeit hatte sie den Anruf bekommen und hätte auf dem Weg zum Krankenhaus fast einen Unfall gebaut. Sie hatte noch nicht mal ihren Ehemann angerufen. Der Anruf war 15 Minuten her. Was sie zu hören bekommen hatte, schockierte sie.

*Ihre Mutter wurde ins Philadelphia General eingeliefert, ihr Zustand ist kritisch, hatte die Stimme am Telefon gesagt. Es sieht so aus, als habe sie entweder einen Herzinfarkt oder einen Schlaganfall gehabt.*

Nach diesem Anruf raste Tonya in die entgegengesetzte Richtung davon nach Center City. Sie betrat die

Lobby des Krankenhauses und suchte nach den Wegweisern, die ihr den Weg zur Intensivstation zeigen sollten.

»Kann ich Ihnen helfen?«

Die junge, afroamerikanische Krankenschwester am Empfang sah Tonya besorgt an.

»Meine Mutter wurde vorhin eingeliefert«, sagte Tonya. »Adelle Smith ... man hat mir gesagt, sie ...«

»Sie liegt auf der Vier«, antwortete die Schwester. »Intensivstation. Ich hole jemanden, der Sie dorthin bringt.« Eine weitere Krankenschwester, eine weiße Frau mittleren Alters, kam um die Ecke des Empfangschalters und begleitete Tonya zum Aufzug.

Als Tonya das Zimmer erreichte, in dem ihre Mutter lag, musste sie gegen Tränen ankämpfen.

Mama lag im Bett. Sie bekam Infusionen, und Maschinen überwachten ihre Atmung und den Herzschlag.

Bis auf ihre aschgraue Hautfarbe sah sie aus, als ob sie schlief. Ihre Farbe hatte sich von Schokolade in ein wächsernes Grau verwandelt. Tonya kam ans Bett und betrachtete ihre Mutter. Sie wollte weinen, aber sie wusste, dass sie stark sein musste.

Ein Arzt betrat den Raum. Er war Mitte 50, ein Weißer mit dünner werdendem schwarzem Haar. Er hielt ein Klemmbrett in der Hand.

»Mrs. Smith?«, fragte er freundlich.

»Ich bin ihre Tochter, ja«, sagte Tonya. »Wie geht es ihr? Was ist passiert? Ist sie ...?«

»Ihre Mutter hatte einen Hirnschlag«, sagte der Arzt. »Mehrere, um genau zu sein. Wir haben sie heute früh im CAT gescannt und festgestellt, dass der erste sehr schwach war. Vermutlich hat sie ihn gar nicht bemerkt.«

»Wann? Wie?« Tonya war verwirrt und hatte Angst. Mama war es abends doch noch gut gegangen!

»Der erste passierte gestern Nachmittag«, sagte der Doktor. »Der zweite spät am Abend und der dritte, kurz nachdem sie nach Hause gekommen war. Der hat ihren ersten Blackout verursacht. Als sie wieder bei Bewusstsein war, konnte sie zum Telefon kriechen und den Notruf wählen. Als die Sanitäter eintrafen, erlitt sie einen vierten Schlaganfall.«

»Oh, mein Gott!« Schluchzend vergrub Tonya ihr Gesicht in den Händen.

Der Arzt war aufrichtig, besorgt und mitfühlend. Er führte sie zu einem Stuhl, und sie setzte sich. »Ihre Mutter hatte einen sogenannten *ischämischen* Schlaganfall. Dabei tritt eine Blockade in den Blutgefäßen auf, die das Gehirn mit Blut versorgen. Wir haben mit einer Notoperation die Gerinnsel aufgelöst.«

»Wird sie wieder gesund?«

»Ihre Mutter wird es überleben, ja. Aber solange wir keine weiteren Tests gemacht haben, können wir über mögliche neurologische Schäden nichts sagen.«

Tonya wurde fast von einer Welle von Emotionen überschwemmt, aber sie unterdrückte sie. Wenn ihre Mutter sie eines gelehrt hatte, dann, dass man im Angesicht der Not stark bleiben musste. Jetzt war nicht die Zeit, um zu weinen.

Sie riss sich zusammen. »Okay«, sagte sie und warf einen Blick auf die Uhr an der Wand. Es war halb neun. »Wie lange war sie bewusstlos?«

»Ungefähr drei Stunden«, sagte der Doktor. »Kurz vor vier heute Morgen haben sie die Sanitäter hier eingeliefert.«

»Und Sie haben vier Stunden gebraucht, um mich anzurufen?«

»Als sie hier ankam, hatte sie keinen Ausweis oder

Ähnliches dabei. Erst vor einer Stunde hat die Polizei uns informiert.«

»Mein Gott«, sagte Tonya. Sie wurde wütend. »Warum zum Teufel haben die so lange gebraucht? Haben die gedacht, dass sie irgendeine arme, schwarze Frau in einen Krankenwagen packen und sie ins Krankenhaus schicken, damit sie sterben kann?«

»Das nehme ich nicht an, Miss. Ich kann Ihnen nicht sagen, warum die Polizei auf die Art gehandelt hat«, sagte der Arzt. »Es ist überflüssig, es zu erwähnen, aber Ihre Mutter hat hier die bestmögliche medizinische Behandlung bekommen, und unsere Verwaltung hat eng mit der Polizei zusammengearbeitet, um ihre Identität festzustellen. Es tut mir leid, dass wir bis vor Kurzem nicht wussten, wer sie ist. Doch ich kann Ihnen versichern, dass wir Ihre Mutter auf dem gleichen hohen Niveau wie alle unsere anderen Patienten versorgt haben.«

Seine Worte klangen wie abgelesen und taten nichts, um Tonyas wachsende Besorgnis zu beruhigen.

»Ich weiß das zu schätzen«, sagte Tonya. Ja, allmählich kotzte es sie an. Sie blickte zu ihrer schlafenden Mutter hinüber. »Wie lautet die Prognose?«

»Das finden wir heraus, wenn sie wieder bei Bewusstsein ist«, sagte der Arzt. »Aus den vorangegangenen CAT-Scans konnten wir schließen, dass es minimale neurologische Schäden gibt. Möglicherweise wird ihre Sprache beeinträchtigt sein.«

»Was ist mit ihrer Sehkraft? Mit ihrem Verstand?«

»Noch mal: Das wissen wir erst, wenn sie wieder wach ist.«

»Wie lange wird es dauern?«

Der Arzt zuckte mit den Achseln. »Heute im Laufe des Tages vielleicht.«

Tonya stand auf und ging zum Bett. Der Arzt begleitete sie und notierte Mamas Herzfrequenz und Puls. Sein Ton war dermaßen sachlich, dass Tonya ihren Ärger wie einen hochdrehenden Motor vibrieren fühlte. Sie versuchte sich zu ermahnen, dass sie nicht von jedem erwarten konnte, sich über die Gesundheit ihrer Mutter die gleichen Sorgen wie sie zu machen. Trotzdem ärgerte es sie, dass er noch nicht mal Blickkontakt mit ihr aufnehmen wollte, während sie über den Gesundheitszustand ihrer Mutter sprachen. Er tat so, als sei sie eine Belästigung, die ihn von wichtigeren Angelegenheiten abhielt.

»Machen Sie sich keine Sorgen. Ihre Mutter erhält die bestmögliche medizinische Versorgung.«

Er drehte ihr den Rücken zu, während er sprach. Er schrieb Notizen auf das Krankenblatt ihrer Mutter und überprüfte ihre Vitalfunktionen. Trotz der übermäßig einstudierten, beschwichtigenden Worte erinnerten sein Handeln und sein Gesichtsausdruck eher an einen Mechaniker, der den Ölstand kontrollierte, als an jemanden, der das Leben ihrer Mutter in seinen Händen hielt. Es kostete sie große Mühe, die Vorstellung zu verdrängen, dass er bei einem weißen Patienten größere Anteilnahme gezeigt hätte. Sie wollte gar nicht erst anfangen, auf die Art zu denken. Dies war die Denkweise ihrer Mutter, doch sie war nicht wie sie.

Adelle Smith steckte immer noch in der Vergangenheit fest. Hinter jeder Ecke sah sie Rassismus. Tonya betrachtete sich selbst als aufgeschlossen. Sie hatte sich sogar mit einigen weißen Männern getroffen, bevor sie ihren Ehemann kennengelernt hatte. Sie streckte den Arm aus und ergriff die Hand ihrer Mutter. Tonya musste schlucken und gegen Tränen ankämpfen. Sie war bestürzt, wie

kalt und zart die Hand der großen, robusten Frau war. Die Haut war dünn wie Pergament, und sie konnte die winzigen Knochen darunter ertasten. Ihre Mutter war stets eine Naturgewalt gewesen, und es brach ihr das Herz, sie nun so hilflos sehen zu müssen.

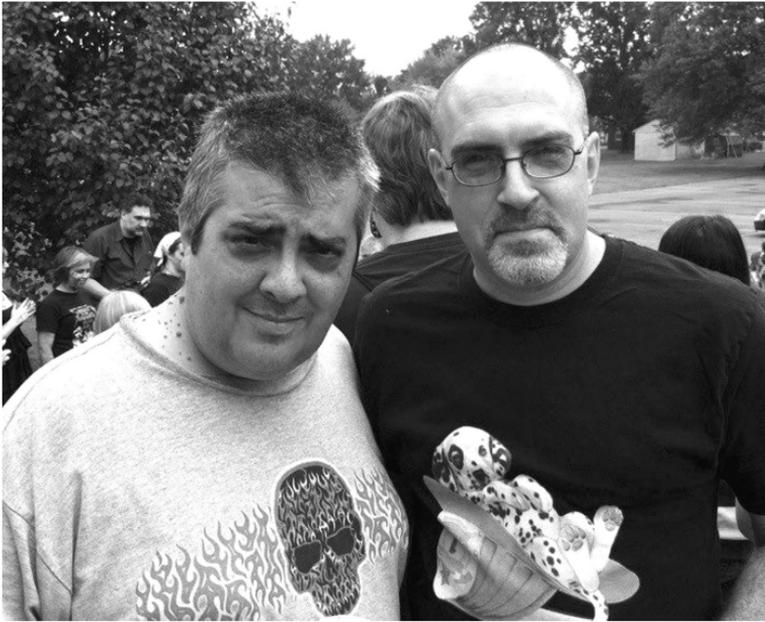
Tonya tupfte sich die Augenwinkel mit dem Ärmel ihres Mantels ab. Wie um nach Beistand zu suchen, schaute sie zu dem Arzt hinüber. Er piffte vor sich hin, während er die Akte ausfüllte.

Tonya versuchte sich Mut zu machen, da der Arzt so unaufgeregt war. Sie schaute zu, wie er mit den Fingern die Augenlider ihrer Mutter anhub und mit einer Lampe ihre Pupillen anleuchtete. Sie blieben vollkommen geweitet. Das Gesicht des Doktors war ausdruckslos.

*Es kann nicht zu ernst sein, sonst wäre er nicht so locker,* hoffte sie.

Er lächelte ihr zu und klopfte ihr auf die Schulter, als er das Zimmer verließ. Tonya sah zu ihrer Mutter zurück, die trotz der Sauerstoffschläuche in ihrer Nase versuchte, zu atmen. Ihre Gesichtsfarbe wurde noch grauer. Sie setzte sich auf die Kante des Krankenhausbettes und hielt weiter die winzige Hand ihrer Mutter.

Tonya richtete das Kopfkissen, beugte sich vor und gab ihr einen Kuss auf die Stirn. Als schließlich die Tränen kamen, hörte sie nicht auf zu weinen, bis sie, an der Seite ihrer Mutter zusammengerollt, einschlief und ihrem angestregten Atem lauschte.



Zwei Horrorautoren: Jesus F. Gonzalez und Brian Keene

JESUS F. GONZALEZ war ein amerikanischer Autor von brutalen Horrorromanen. Er starb leider schon 2014 im Alter von nur 50 Jahren.



[www.wrathjameswhite.com](http://www.wrathjameswhite.com)

WRATH JAMES WHITE ist ein ehemaliger Kickboxer (World Class Heavyweight) und Trainer für unterschiedliche Kampftechniken. Er hat drei Kinder, Isis, Nala und Sultan, und lebt in Austin, Texas.

Wrath (*Zorn*) schrieb mehrere Romane, die zu den brutalsten und erschütterndsten zählen, die jemals in Amerika erschienen.

**Jack Ketchum:** »Wenn Wrath James White dich nicht erschauern lässt, dann sitzt du am falschen Ende des Leichenwagens.«

Wrath James White bei FESTA:

*Der Teratologe* (zusammen mit dem »Meister des Extreme Horror« Edward Lee)

*Schänderblut*

*Der Totenerwecker*

*Sein Schmerz*

*Yaccubs Fluch*

*Population Zero*

*Krank* (zusammen mit Jesus F. Gonzalez)

*Purer Hass*